

Sprachkrise im ‚Theotop‘?

Zur Notwendigkeit radikaler Neubesinnung religiöser Sprache

Georg Langenhorst

Sprachkrise? Woran lässt sie sich aufzeigen, wie konkret festmachen? Beginnen wir mit einer exemplarischen Bestandsaufnahme: Die religiöse Sprache stehe „unter dem Verdacht des Informationsverlusts“ und „der Immunisierungstaktik“; man beantworte „kirchlicherseits“ Fragen, „die sich die Menschen so gar nicht stellen“; religiöse Sprache zeichne sich durch ihre „Erfahrungsferne und Formelhaftigkeit aus“; generell gäbe es eine „Abneigung gegenüber den schal gewordenen Vokabeln“ wie „Demut“, „Dienst“ oder „Gehorsam“.¹ – Situationsbeschreibungen von Religion in der Postmoderne bedienen sich bis in die Gegenwart hinein derartiger Aussagen und Kategorien. Ernüchternd jedoch: Diese Zitate sind mehr als 40 Jahre alt und stammen aus dem 1972 erschienenen Buch „Sprachprobleme im Religionsunterricht“ von Hans Zirker. Mehr als 40 Jahre alt!

1. Sprachkrise? – Eine oberflächliche Diagnose

Zeit zum Innehalten: Der Befund hat sich – wie Stefan Altmeyer in seiner ausführlichen Studie zur „Fremdsprache Religion“ differenziert aufgezeigt – in dieser Zeit offensichtlich kaum ver-

ändert, höchstens verschärft in Bezug auf Reichweite und Allgemeingültigkeit. Die „Defizitdiagnose religiöser Sprache in ihrer Doppelstruktur aus Sprachverlust und Sprachlosigkeit“ stellt demnach „so etwas wie eine kritische Konstante“² in religiösen Zustandsbeschreibungen unserer Epoche dar. Seit 40 Jahren also dasselbe Lamento – und ähnliche Versuche, darauf zu reagieren. Eine Sprachkrise, für die man unterschiedliche Auswege vorschlägt: narrative Theologie, Symboldidaktik, Entmythologisierung, Remythologisierung, das Lernen von literarischer Rede³ etc. – wichtige Ansätze und Versuche, aber allesamt kaum fähig, das Kernproblem zu lösen.

Warum? Weil man mit der Analyseform „Sprachkrise“ an der Oberfläche bleibt. Weil der Glaube daran, eine nur bessere, heutigere, gegenwartsnähere Sprache könne das Problem der Glaubensvermittlung, der Glaubensermöglichung lösen, naiv ist. Die Diagnose „Sprachkrise“ greift zu kurz. Sprache und Denken, Sprache und religiöse Vorstellungen, Sprache und Glaube sind viel zu eng ineinander verwoben,

¹ Zirker, Hans: Sprachprobleme im Religionsunterricht, Düsseldorf 1972, 17; 22; 21; 51; 80; 79.

² Altmeyer, Stefan: Fremdsprache Religion? Sprachempirische Studien im Kontext religiöser Bildung, Stuttgart 2011, 15.

³ Vgl. Langenhorst, Georg: Gedichte zur Gottesfrage. Texte – Interpretationen – Methoden. Ein Werkbuch für Schule und Gemeinde, München 2003; ders.: „Ich gönne mir das Wort Gott“. Annäherungen an Gott in der Gegenwartsliteratur, Freiburg i.Br. 2009.

aneinander gekoppelt, als dass man nur eine sprachliche Oberfläche verändern müsste, um einen immer gleich bleibenden Kern zugänglich zu machen. Es geht nicht um bloße Aktualisierung, nicht um eine angepasste, ästhetisch aufgehübschte Neuverpackung. Vielmehr haben wir es zu tun mit einer grundsätzlichen *Ohnmachtsspirale religiöser Rede*: Wie soll ich in Sprache fassen, was ich letztlich nicht verstehe? Wie soll ich verstehen, wofür ich letztlich keine Sprache habe? Diese Spirale ist nicht leicht aufzusprennen. Für diese Negativdynamik gegenseitiger Versperrung gibt es keine einfachen Rezepte zur Schubumkehr. Vor allem nicht im Blick auf die Rahmenbedingungen gegenwärtiger religiöser Rede.

2. Krise des Theotops

Das Problem: In Sprache und Denksystem befinden wir uns im Normalfall ausschließlich innerhalb eines „Theotops“⁴ – ein Begriff, den ich mir mit semantisch eigener Füllung von Friedrich Wilhelm Graf ausleihe. Unter einem ‚Biotop‘ versteht man einen ganz spezifischen Lebensraum, in dem nur genau dafür geeignete Pflanzen oder Tiere leben können. So ähnlich geht es der Kirche. Traditionell Gläubige sind Bewohner eines engen, gut gehegten Bereiches theologischer Selbstverständigung. Sie wissen, wie man sich darin verhält, um zu leben und zu überleben, welche Sprache benutzt wird, im besten Falle auch: was sie bedeutet. Dieses Theotop hat seine Notwendigkeit und Berechtigung, keine Frage, aber immer deutlicher werden seine dreifachen Grenzen.

ZUM ERSTEN leben nach Auskunft sämtlicher empirischer Studien innerhalb dieses Theo-

tops immer weniger Menschen. Das Theotop schrumpft. Vor allem die Zahl von Kindern und Jugendlichen, die in diesem Theotop aufwachsen und dort auch bleiben, nimmt ständig ab.

ZUM ZWEITEN wird es immer schwerer, die Binnensprache und die Binnenregeln des Theotops und seiner Inhalte nach außen zu vermitteln, zu übersetzen. Systematische Theolog(inn)en, oft genug auch Bischöfe und Geistliche, verstehen sich in erster Linie als ‚Hüter des Theotops‘ nach innen, kaum als Vermittler des Theotops nach außen.

ZUM DRITTEN jedoch wird auch die Binnenverständigung in diesem schrumpfenden Theotop immer fraglicher. Theologische Sprache verkommt zur ‚Fremdsprache‘, religiöse Rituale und Riten werden mehr und mehr unverständlich, religiöse Praxis schmilzt ab. Die vermittelte ‚Wahrheit‘ wird nicht in Frage gestellt, verliert aber völlig an Bedeutung und praktischer Lebensrelevanz.

Die empirischen Erhebungen der SINUS-Milieustudien bestätigen diese Analyse in aller Deutlichkeit. Die neueste Studie (2013) belegt: Als Kernmilieus des Katholizismus lassen sich derzeit nur noch das „traditionelle Milieu“ (15%), das „konservativ-etablierte Milieu“ (10%) und die „bürgerliche Mitte“ (14%) bezeichnen.⁵ Doch selbst innerhalb dieser Milieus haben sich die Einstellungen verändert. Auch der Glaube der meisten Kirchenmitglieder hat sich völlig „individualisiert“, die „Verbindlichkeit“ offizieller Vorgaben ist weitgehend „verloren gegangen“. Für die meisten hat sich „die traditionelle (volkskirchliche) Frömmigkeit“ überlebt, weil die „lebensweltliche Einbettung von Religion [...] weitgehend verloren gegangen“ ist. Auch wenn es

4 Vgl. Graf, Friedrich Wilhelm: Tumult im Theotop. Akademische Theologie in der Krise. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 21.02.2008, 8.

5 MDG-Milieuhandbuch 2013. Religiöse und kirchliche Orientierungen in den Sinus-Milieus, Heidelberg – München 2013, 51.

den meisten Katholiken schwerfällt, „ihre katholische Identität aufzugeben“, finden sich auch in Teilen des Kernmilieus „Spuren einer tiefgreifenden Erschütterung des Glaubens“⁶ und die Forderung nach Reformen und Veränderungen. Dieser Krisenbefund schon im Blick auf Erwachsene verschärft sich noch einmal im Blick auf Kinder und Jugendliche. Die Studie „Wie ticken Jugendliche“ (2012) konzentriert sich auf die Gruppe der 14- bis 17-Jährigen. Zwar ist das „Bedürfnis nach Sinnfindung“ auch für Jugendliche „allgegenwärtig“, es muss aber nicht zwingend „über Religion bzw. Kirche vermittelt“ werden. Man kann die Jugendlichen als „religiöse Touristen“ bezeichnen, die durchaus „kurz und sporadisch in religiöse oder quasireligiöse Kontexte“ eintauchen, sich aber letztlich selbst ein Überzeugungsgemisch zusammenbauen. Der Kirche sind sie „nur selten verbunden“, sie „bleibt ihnen fremd“⁷.

Grundsätzlich gibt es drei Möglichkeiten, auf die Krise des Theotops zu reagieren.

DIE ERSTE besteht darin, diesen Prozess notgedrungen zu akzeptieren und darauf zu setzen, dass ein kleiner Rest an Gläubigen in diesem Theotop übrigbleiben wird. Man tröstet sich dann mit der – kaum begründeten – Hoffnung, dass diese dann aber umso überzeugter bei der Sache sein werden. Folgt man dieser Leitlinie, legt sich pädagogisch eine strenge Rückbesinnung auf die Regeln dieses Theotops nahe. Ihre Sprache wird in bestenfalls äußerlich modernisierte, dogmatisch und moraltheologisch verknappte Katechismen gebannt. Alle Mühen werden darauf konzentriert, die alten Regeln aufrechtzuerhalten. Dieser Weg ist möglich,

keine Frage. Er lässt aber die Mehrzahl der Menschen außen vor und gefriert eine spezifische historische Situation als allzeit gültigen Maßstab ein.

DIE ZWEITE MÖGLICHKEIT besteht darin, den Anspruch auf die *Vermittlung* einer religiösen Sprachkompetenz weitgehend aufzugeben. Kinder- und Jugendtheologie, die breiten Bewegungen der empirischen Religionspädagogik, aber auch ästhetische und semiotische Schwerpunktsetzungen haben eine radikale Wende vollzogen, die von *Rudolf Englert* klar-sichtig diagnostizierte „Wende vom Bezeugen zum Beobachten“⁸. Bei aller Berechtigung und allen gewinnbringenden Erkenntnissen dieser in sich völlig unterschiedlichen Ansätze wirken sie sich in ihrer zunehmenden Einseitigkeit fatal aus: So wichtig es ist, Kinder und Jugendliche in ihrer Lebenswelt wahrzunehmen und ernstzunehmen, so ist es doch eine pädagogische Bankrotterklärung, darauf zu verzichten, Anregungen zur Weiterentwicklung und Kriterien zur Orientierung anzubieten. Es geht in religiösen Lehr- und Lernprozessen um eine grundlegende „Entwicklung des theologischen Unterscheidungsvermögens“⁹, die der Vorgabe von „Lehrstücken“ (Englert) bedarf. Die Wende zur Beobachtung – der weitgehende Verzicht auf Bezeugen, Anregen, Fördern, Fordern – sie ist eine direkte Konsequenz aus der Sprachkrise. Verständlich, aber in ihrer Einseitigkeit nicht zukunftsweisend.

EINE DRITTE MÖGLICHKEIT zur Reaktion auf die Sprachkrise besteht schließlich darin, die Plausibilität der Vorgaben des Theotops selbst noch einmal in Frage zu stellen. Lassen sich

6 Ebd., 16–18; 27; 25.

7 Calmbach, Marc / Thomas, Peter M. / Borchard, Inga u.a.: Wie ticken Jugendliche? Lebenswelten von Jugendlichen im Alter von 14 bis 17 Jahren in Deutschland, Düsseldorf 2012, 77; 78; 79f.

8 Englert, Rudolf: Religion gibt zu denken. Eine Religionsdidaktik in 19 Lehrstücken, München 2013, 36.

9 Ebd., 40.

die dort herrschenden Vorstellungen, Sprachformen und Regeln aus heutiger Sicht anders darstellen? Muss man die Grenzen genau so und so eng ziehen? Nicht um vorschnelle Anpassung an ‚Zeitgeist‘ geht es dabei, nicht um eine kompromissbereite Verflachung, sondern um die Einsicht, dass sich der christliche Glaube in der Denk-, Sprach- und Lebensweise der jeweiligen Gegenwart *jeweils neu* als lebensbedeutsam erweisen muss. Nicht um eine Substitution traditioneller Sprachbilder kann es dabei gehen, wohl aber – im Bilde gesprochen – um das Ausprobieren eines Dialekts, der neben der Hochsprache existiert und andere Gefühls- und Verstandesebenen anspricht. Das Ziel liegt dabei einerseits darin, die Tradition des Theotops nach innen wie außen sprachlich noch einmal anders zu fassen. Andererseits sollen – im Anschluss an Thomas Schärfl – Heranwachsende dazu befähigt werden, die bei vielen ja durchaus rudimentär oder ansatzweise entwickelt vorhandene „religiöse Gebrauchssprache“ wenigstens in eine „reflektierte Gebrauchssprache“ weiterzuentwickeln, wenn sich schon das Eindenken in die „religiöse Expertensprache“¹⁰ des Theotops den meisten völlig verunmöglicht.

3. Erlösung! – Wovon?

Wie aber soll das funktionieren? Als Veranschaulichung sei ein Blick auf das Herzstück der christlichen Theologie gewagt, auf die Grundbestimmung des Christentums als Erlösungsreligion.¹¹ Dogmatik und Liturgie, Gebet und Liedgut: sie setzen diese Vorgabe voraus. Das Christentum ist eine Erlösungsreligion und erlöst werden wir wovon: von unserer Schuld. Das ist die Grund-

richtung christlicher Theorie – aber allen empirischen Untersuchungen zufolge nicht das Grundproblem heutiger Menschen, bei aller bleibenden Bedeutung. Das jahrhundertealte Gebäude kirchlicher Antworten steht in einem Stadtteil, den nur noch wenige Menschen betreten. Das städtische und dörfliche Leben heute spielt sich in anderen Gebäuden und anderen Straßenzügen ab. Sie bauen auf anderen Fragen auf, das ist das Grundproblem kirchlicher Relevanz.

Nehmen wir zur Veranschaulichung dieser Problemanalyse eines der immer noch besten Zeugnisse des Theotops, das 1976 erschienene „Kleine Theologische Wörterbuch“ von Rahner / Vorgrimler. „Erlösung“? Erlösungsbedürftig ist der Mensch „zuerst und zuletzt von seiner Schuld. Diese Schuld (die erbsündliche Schuld-situation und die Tat der einzelnen Freiheit) ist vom Menschen unaufhebbar“. Sie ist „das freie Nein zu Gottes unmittelbarer intimer Liebe im Angebot seiner Selbstmitteilung durch die ungeschaffene, vergöttlichende Gnade“¹².

Binnenbewohner des Theotops wissen, was damit gemeint ist. Aber auch innerhalb des Theotops fragen sich immer mehr: Entspricht dem auch irgendetwas? Oder ist das reine, in sich selbst aufgehende, sich aber auch darin erschöpfende Theologensprache? Trifft das die Lebenssituation unserer eigenen Kinder und Enkelkinder oder der Schülerinnen und Schüler, mit denen wir täglich zu tun haben? Müssen die *davon* und *so* erlöst werden? Nur wenn man sich diesen Fragen in aller Nüchternheit und kritischen Selbstüberprüfung stellt, lohnt sich ein Nachdenken darüber, was ‚Erlösung‘ heute heißen kann und in welcher Sprache man diese Gedanken heutigen Menschen verständlich machen kann.

10 Vgl. den Beitrag von *Thomas Schärfl* in diesem Heft.

11 Vgl. *Langenhorst, Georg*: „Sein ist Wahrgenommen-Werden“ (George Berkeley). Ein theologisch-literarischer Seitenblick auf Erlösung. In: *rhs* 52 (2009) 70–79.

12 *Rahner, Karl / Vorgrimler, Herbert*: Kleines Theologisches Wörterbuch, Freiburg i.Br. 1976, 110.

Wovon müssen, sollen und können Menschen erlöst werden? Erste Antwort, wie zitiert, die klassisch theologische: von der Ursünde, der Gottferne, der Todesbestimmung, der erbsündlichen und selbstverschuldeten ewigen Verworfenheit. Welche ganz anderen Antworten wären möglich? Zunächst nur im Schattenriss vier weitere Optionen, die auch innerhalb christlicher Theologie ihren Niederschlag gefunden haben:

ERLÖSUNG VON DER ENTFREMDUNG. Das wäre eine Antwort auf marxistisch-sozialistischer Linie: Befreit, wenn man so will – ‚erlöst‘ – werden müssen Menschen aus Lebens- und Arbeitsbedingungen, aus gesellschaftlichen Unrechtsverhältnissen, die sie versklaven, erniedrigen, von ihrer eigentlichen Bestimmung entfremden. Heute müsste man diese Gedanken erweitern auf die Arbeitslosen, die Nichtgebrauchten, das Prekariat. Sie wären gewiss noch einmal anders zu erlösen/befreien von ihrer entfremdeten Existenz.

ERLÖSUNG VON DER URANGST. Das wäre die Antwort der Tiefenpsychologie von Kierkegaard über C. G. Jung bis zu Eugen Drewermann. Der Mensch als urängstliches Wesen findet aus sich selbst heraus nicht zu sich selbst, braucht die therapeutisch-erlösende Hilfe – sei es von menschlichen Therapeuten, sei es von Gott.

ERLÖSUNG VON DER SINNLOSIGKEIT. Das wäre die Antwort aus existentialistischer Perspektive, die Antwort der 1970er- und 1980er-Jahre. Was der Mensch dringend benötigt und sich selbst nicht stiften kann ist: Sinn. Erlösung heißt Sinnvermittlung, Sinnfindung, Sinnstiftung, die wir uns nicht selbst geben können.

ERLÖSUNG VON DER ORIENTIERUNGSLOSIGKEIT. Das wäre die Antwort in die Postmoderne hinein. Angesichts einer schier unendlichen Bandbreite der Möglichkeiten, angesichts eines ausufernden Panoramas von gleich Gültigem,

ist vielen alles gleichgültig, nämlich völlig egal. Wie kann man sich entscheiden angesichts so vieler – oft nur eingebildeter – Optionen? Wie sich binden, wie orientieren, wie konsequent werden und bleiben in Lebensentscheidungen und -ausrichtungen? Erlösung wäre dann der von Gott gestiftete Gewinn von Halt und der Aufbau einer Identität, die Ichstärke verleiht.

Wo und wie bleibt die Rede von Erlösung, die Sehnsucht nach Erlösung, die Hoffnung auf Erlösung lebensverhaftet und unaufgebbbar? Im Folgenden möchte ich eine weitere Option skizzieren, eine andere Antwort auf die Frage, wovon der Mensch eigentlich erlöst werden muss und kann, die sicherlich mit den genannten verbunden ist, aber noch einmal eine andere Perspektive setzt.

4. *Esse est percipi:* *George Berkeley*

Zunächst ein kleiner Umweg. Er führt uns zurück zu einer alten Menschheitsfrage: Was ist ‚Sein‘? Was konstituiert menschliches Sein im Kern? Ist Sein ‚Geist‘, ist Sein ‚Seele‘, ist Sein ‚Denken‘, ist Sein ‚Wahrnehmen‘? – All das sind mögliche, klug durchdachte Antworten. Eine andere soll hier in aller Kürze profiliert werden.

Nur wenigen wird im Theologie- oder Philosophiestudium der irische Bischof und Theologe George Berkeley begegnet sein. 1685 im irischen Kilkenny geboren, 1753 in Oxford gestorben, tatsächlich auch Namensgeber jener heute weltberühmten kalifornischen Universität, zählt er philosophiegeschichtlich zu den englischen Empiristen seiner Zeit. Sein Hauptwerk, 1709 unter dem Titel „An essay towards a new theory of vision“ erschienen, enthält jenes Schlagwort, das Berkeley bis heute bedeutsam macht: *esse est percipi*.¹³ Sein ist – ihm

13 *Berkeley, George*: Eine Abhandlung über die Prinzipien der menschlichen Erkenntnis, übers. u. hg. v. Günter Gawlick / Lothar Kreimendahl, Stuttgart 2005, 37.

zufolge – nicht primär Wahrnehmen, aktiv wahrnehmen können, sondern wahrgenommen werden. Gegenstände oder Ideen werden nur durch Wahrgenommen-Werden real. Und ähnliches gilt für den Menschen: Er wird dadurch zum Menschen, dass er wahrgenommen wird. Für George Berkeley stand fest, dass es nur eine Instanz geben kann, die dem Menschen genau das geben kann: „In Gott als oberster Wahrnehmungsinstantz ist letztlich das Sein der Dinge verankert.“¹⁴

Zur Vermeidung von Missverständnissen: Der Verweis auf Gott als letzte Wahrnehmungsinstantz hat nichts zu tun mit jenem Strafprinzip, jenem unheilvollen Erziehungskonzept früherer religionspädagogischer Vereinfachung im Sinne des drohenden ‚Der liebe Gott sieht alles‘. *Esse est percipi* heißt: Weil Gott den Menschen wahrnimmt im Sinne von annimmt, deshalb und nur deshalb kann der Mensch selbst wahrnehmen. Berkeley spricht von der „Existenz Gottes oder eines Geistes, der unserem Geist im Innersten gegenwärtig ist und in ihm die Vielzahl von Ideen und Sinnesempfindungen hervorruft, die uns fortwährend affizieren; eines Geistes, von dem wir schlechthin und vollständig abhängen“¹⁵. Der Mensch ist darauf angewiesen, dass sein Da-Sein nicht sinnlos ist, nicht unbemerkt bleibt, nicht blindlings im Nichts verpufft. Nur weil der Mensch weiß, dass Gott ihn wahrnimmt, hat sein Handeln Sinn, Perspektive und Orientierung.

Warum dieser Ausflug in die Theologiegeschichte? Weil der zentrale Ansatz, Sein als Wahrgenommen-Werden zu bezeichnen, eine ungewohnte aber herausfordernde Perspektive darauf bietet, was heute Erlösung oder Erlösungssehnsucht heißen kann. Ein großer Bogen: Von Berkeley und seiner Sprache des Theotops (oder ‚Philosotops‘) hin zur Lebenssituation

heutiger Jugendlicher. Ein Teil ihres Lebens lässt sich tatsächlich verstehen als ein Ringen um Wahrgenommen-Werden, als die sehnsüchtige Hoffnung, als Individuum und in ihrer Identität von anderen zunächst überhaupt wahrgenommen, dann akzeptiert zu werden. Offensichtlich fehlt vielen genau das, das Gefühl, im Vielerlei der Postmoderne als Ich wahrgenommen zu werden und bestehen zu können, unabhängig von vorgeprägten Bewertungs- und Leistungskategorien.

Eine erste Bestätigung für diese These stammt aus dem Bereich der Entwicklungspsychologie, die ja in den letzten 20 Jahren – mit unterschiedlich ausfallender Wertschätzung – ins Zentrum religionspädagogischer Theoriebildung gerückt ist.¹⁶ Ob die Forscher nun Kohlberg, Fowler oder Oser heißen, ob es sich um die Ursprungstheorien oder um deren so wichtige kritische Weiterentwicklungen handelt – in einem zentralen Punkt stimmen sie überein: Kinder unterscheiden sich von Jugendlichen entwicklungspsychologisch vor allem in einem grundlegenden *Perspektivenwechsel*.

Während das Kind von sich aus auf die Welt schaut und neue Erfahrungen in das immer weiter entfaltete innere Weltbild integriert, schauen Jugendliche vor allem darauf, wie sie selbst von anderen wahrgenommen werden. Dabei ist es völlig egal, ob diese anderen den Jugendlichen tatsächlich wahrnehmen, entscheidend ist die imaginäre Vorstellung, von anderen wahrgenommen zu werden, konkret: die Vorstellung, wie man von anderen wahrgenommen wird, als was man vor den anderen gilt. Dass vor allem die peer-group – oft genug die bloß eingebildete oder erwünschte – hierfür entscheidend ist, ist eine schon ältere Erkenntnis. Das englische Verb „to peer“ heißt ja nicht zufällig

14 Ebd., Nachwort der Herausgeber, 176.

15 Ebd., Originaltext, 127.

16 Vgl. zentral: Schweitzer, Friedrich: Lebensgeschichte und Religion. Religiöse Entwicklung und Erziehung im Kindes- und Jugendalter, Gütersloh 2011.

„starren, genau anschauen“. Die Peergroup ist jene Gruppe von Gleichaltrigen oder wenig Älteren, von der man angeschaut, wahrgenommen werden will. Deshalb stehen Jugendliche stundenlang selbstkritisch vor dem Spiegel, stylen sich, suchen sich – im eingebildeten Blick der wichtigen anderen. *Esse est percipi* – Sein ist Wahrgenommen-Werden, für viele Jugendliche bestimmt sich so das Grundlebensgefühl. Und nicht wenige leiden unter kalten Blicken, Missachtung, fehlender Wahrnehmung.

Drei Beobachtungen zur Stützung dieser entwicklungspsychologischen Theorien:

- Die am meisten aufgerufenen Seiten im Internet sind die von google earth, bei denen man jeden beliebigen Ort aus Weltallperspektive betrachten kann. Innerhalb von google earth aber dominiert mit weitem Abstand der immer präzisere Blick auf die eigene Stadt, das eigene Dorf, das eigene Viertel, die Straße, das eigene Haus, die eigene Wohnung – zentral von außen, zentral von oben, sozusagen aus ‚göttlicher Perspektive‘. Die kleine Lebenswelt, von oben betrachtet in der Utopie des Wahrgenommen-Werdens ...
- Zweite Beobachtung: Ungezählte Jugendliche stellen Blogs ins Netz: Dort schildern sie mit Liebe, erstaunlicher Ausdauer und oft genug mit beträchtlichem ästhetischen Gestaltungswillen ihren Alltag. Stunden am Tag. Schilderungen von äußerster Banalität. Und das alles, um wahrgenommen zu werden, um in der Illusion leben zu können, von unbekannt bleibenden Net-Usern betrachtet zu werden.
- Dritte Beobachtung: Zahlreiche Fernsehshows, die auf jugendliche Zuschauer/-innen abzielen, setzen gezielt die Vorstellung ein, einmal aus der Anonymität der Nichtbeachtung heraustreten zu können. Gesucht sind der Superstar, die Nachwuchssängerin, der Songschreiber, die beste Tänzerin, ... – angelockt mit der Vision, jede und jeder habe

das Zeug zum ‚Star‘ in sich, gestaltet mit dem zentralen Reiz, einmal von Millionen wahrgenommen zu werden ...

Das also fehlt vielen: Ein Leben zu leben im Gefühl, wahrgenommen zu werden, wichtig zu sein, gelten zu dürfen. Darf man so weit gehen zu folgern: Das also wäre Erlösungsbedürftigkeit heute – einen Ausweg zu finden aus dem ständigen Ringen um Beachtung und Anerkennung? Denn dieses „percipi“ bleibt ambivalent. Neben der Sehnsucht, wahrgenommen zu werden, steht auf ganz anderer Ebene der Wunsch, anonym zu bleiben, gerade *nicht* wahrgenommen werden zu können. Die Angst vor elektronischer Überwachung, die Abwehr gegen lückenlose staatliche oder institutionelle Erfassung, das Abducken in die Anonymität der Menge begleiten das Phänomen der Sehnsucht nach Wahrgenommen-Werden. Und mehr noch: Viele Kinder und Jugendliche werden vor allem im familiären Binnenraum viel zu stark wahrgenommen, kontrolliert, rundumversorgt, mit unerwünschten Erwartungen und Emotionen überhäuft. Derartige Muster des Wahrgenommen-Werdens verfehlen aber offensichtlich jenes Prinzip des bedingungslosen Angenommenseins, das im percipi mitschwingt. Percipi meint nicht die Alltagsmuster von Überwachung und an Leistung oder Wohlverhalten geknüpfte Belohnung, sondern eine tiefere, unbedingte, grundlegende Sehnsucht nach Bestätigung der eigenen Existenz.

5. *Zuspruch – Anspruch*

Wie kann man Erlösungsbedürftigkeit und Erlösung sprachlich und gedanklich so fassen, dass es uns heute etwas zu sagen hat? Der Verweis auf Berkeleys Prinzip *esse est percipi* rückt eine herausfordernde Perspektive neu in den Blick: Viele Kinder und Jugendliche heute leiden vor allem darunter, nicht wahrgenommen zu werden, verzweifelt um Selbstwert und

Identität, weil es scheinbar keine Instanz (mehr) gibt, die ihnen diese Dimensionen zuspricht oder wenigstens spiegelt. Das Besondere des christlichen Glaubens lässt sich nun mit einem Wortspiel verdeutlichen: Ausgangspunkt unserer Existenz ist ein bedingungsloser Zuspruch Gottes zu uns, nur von ihm aus erklärt sich der Anspruch an eine moralische und spirituelle Lebensführung. *Zuspruch – Anspruch*; in anderen Worten gesagt: Gabe – Aufgabe. Entscheidend für den Grundzug des Christentums ist die Reihenfolge! Basis und Grundlage des christlichen Weltbildes ist das vorgängige und bedingungslose Ja Gottes: zu seiner Schöpfung als ganzer, zu jedem einzelnen Menschen.

Auf den jüdischen Religionsphilosophen Martin Buber (1878–1965) wird der wunderbare Ausspruch zurückgeführt: „Jeder Mensch hält Ausschau nach einem Menschen, der ihm das Ja des Seindürfens zuspricht.“ Genau um diese Sehnsucht geht es. Ob aber je ein Mensch einen derartigen Zuspruch wirkmächtig äußern kann? Die Bibel führt uns immer wieder vor Augen, dass Gott uns genau dieses „Ja des Seindürfens“ immer wieder zuspricht – durch Menschen, im Gebet, in den Sakramenten, in der Liturgie.

Vor jedem Anspruch an unser Verhalten steht der Zuspruch, vor allen Aufgaben steht die Gabe – für diese Grunddynamik gibt es zahllose biblische Urerzählungen:

- Die Schöpfung ist bereits als Lebensraum geschaffen, bevor der Mensch erschaffen wird. Sein Auftrag, die Erde zu bebauen und zu hüten (vgl. Gen 2,15) setzt die Schöpfung als Gabe voraus.
- Die Zehn Gebote werden Mose nicht einfach als Pflichtliste vorgesetzt. Vor der Benennung des Anspruchs erfolgt die Erinnerung an den vorgängigen und alles Folgende begründenden Zuspruch: „Ich bin Jahwe, dein Gott, der dich aus Ägypten geführt hat.“ (Ex 20,2)
- Am Anfang der jesuanischen Bergpredigt, vor allen Aussagen über den Grundcharakter

eines christlichen Lebens, stehen nicht Kataloge von Anforderungen, sondern die wirkmächtigsten Formen des jesuanischen Zuspruchs gerade an jene, die diesen besonders benötigen: die Seligpreisungen (vgl. Mt 5).

- Das zentrale jesuanische Doppelgebot „Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben mit ganzem Herzen und ganzer Seele“ sowie „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst“ (Mt 22,37–39) beruht auf der Grundüberzeugung, dass jeder einzelne vorgängig von Gott geliebt wird. Deshalb kann und darf er sich auch selbst lieben. Und nur wer das im Tiefsten weiß und spürt, wird und kann sowohl Gott als auch seine Nächsten lieben.
 - Letztlich lässt sich auch der Gedanke an ein ‚Weiterleben nach Tod‘, an eine ‚Auferweckung‘ nur so verstehen, dass der im Leben erfahrene vorgängige Zuspruch Gottes so stark und unbedingte ist, dass er auch über die Grenze des Todes hinausreicht. Das ‚Ja‘ Gottes zum Menschen wird nicht zurückgenommen, es ändert nur ein letztes und endgültiges Mal die Form und Reichweite hinein in ein Sein außerhalb von Raum und Zeit. Unfassbar und doch verspochen, zugesagt ...
- Zahlreiche weitere Belege ließen sich nennen. Ohne Zuspruch kein Anspruch! Von hier aus lassen sich grundlegende Vorgaben für christliche Erziehung und Bildung gewinnen. Im Zentrum von religiöser Erziehung und Bildung muss der Gedanke dieses Zuspruchs stehen. Kinder müssen sich als von Gott geliebte und gewollte Individuen verstehen können. Vermittelt werden muss dies über Menschen – uns Erwachsene. Kinder sind angewiesen auf ein Aufwachsen in einem Klima von Wohlwollen, Akzeptanz und Liebe, das von der Kernfamilie genauso zu ermöglichen ist wie von Institutionen und der Gesellschaft. Ich-Stärke wächst nur durch Zuspruch. Das Ausbilden einer eigenen Persönlichkeit braucht die Erfahrung des Geliebt-Werdens. Wenn Kinder spüren, dass Erwachsene ihrerseits ihr eigenes Vertrauen und Handeln

aus einer Beziehung gewinnen, die über sie selbst hinausweist, spüren sie vielleicht die hintergründige Existenz Gottes.

Erlösungsbedürftigkeit hieße dann, auf unbedingte Wahrnehmung und Annahme angewiesen zu sein. Und ein solches Wahr- und Annehmen kann zwar von – liebenden – Menschen ansatzweise und fragmentarisch geleistet werden, letztlich und tragend aber nur von Gott. Und Jesus, der ‚Erlöser‘? Von ihm könnte man den liebenden Blick lernen, den Blick auf Marginalisierte, Vernachlässigte, Kinder, auf alle Menschen, die nach Wahrnehmung hungern. Von ihm her, dem Meister des Zuspruchs, darf man der Zusage glauben, dass Gott – der ‚Vater unser‘ – uns sieht und annimmt.

6. „Sein Name: Kendauchdich“

Von einer solchen, hier nur in wenigen Strichen angedeuteten theologischen Warte aus verschiebt sich der Blick auf das Wesen von Religion und gläubiger Existenz. Das kann man sprachlich noch ganz anders fassen, natürlich braucht es hier nicht zwangsläufig die – ihrerseits sperrigen, eher aus dem Sprachbereich des Theotops stammenden – lateinischen Begrifflichkeiten. Dazu vier Blitzlichter aus der aktuellen deutschsprachigen Gegenwartsliteratur, die ja nicht zufällig ein besonders religionssensibles Feld markiert:¹⁷

■ *Felicitas Hoppe* – Jahrgang 1960, eine der führenden Autorinnen der mittleren Autorinnengeneration in Deutschland, katholisch aufgewachsen, religiös bleibend sensibel, im Oktober 2012 mit dem Georg-Büchnerpreis ausgezeichnet – bestimmt die Auf-

gabe religiösen Denkens und Suchens wie folgt: „Schließlich kommt es nicht darauf an, dass wir Gott nicht aus den Augen verlieren, sondern darauf, dass ER UNS nicht aus den Augen verliert. Das ist wohl die größte Angst von allen: Dass wir SELBST nicht mehr gesehen und gehört werden“¹⁸ – so in einem Essay aus dem Jahr 2008. Erlösung, das wäre also die Befreiung von der Angst, nicht mehr gesehen und gehört, von der Angst, nicht wahrgenommen zu werden.

■ In diesen Gedanken findet sich eine erstaunliche Parallele zu Aussagen von *Peter Handke*. In einem 2006 veröffentlichten Gespräch mit Peter Hamm sprach Handke – ganz Theatermensch – zunächst davon, dass das „Zuschauen“ etwas ist, „das wir alle brauchen“¹⁹. Dann, überraschend, die religiöse Wendung des Gesprächs: Was wir eigentlich brauchen ist, „daß uns jemand zuschaut auf eine umfassende Weise, wie man sich vielleicht das von Gott vorstellt“. Und weiter die Überlegung, „dass Gott eigentlich durch das Zuschauen“ wirkt, dass „das seine einzige Macht ist“. Aber was für eine! „Wenn wir uns gewärtig machen, dass Gott uns umfassend zuschaut, wären wir alle total besänftigt.“ Noch einmal anders gesagt: „Diese Wendung zu Gott ist, dass man sich innerlich angeschaut sieht.“ Eine erstaunliche Aufnahme der Gedanken von George Berkeley, den Handke freilich kaum kennen wird. *Esse est percipi* – das also könnte Erlösung sein. Zu spüren, spüren zu lassen, dass unser Sein durch die Wahrnehmung und Annahme Gottes einen Sinn und eine Würde bekommt.

18 *Hoppe, Felicitas*: Man muss eben ein Sohn Gottes sein – Erinnerung an J. D. Salinger. In: *Kalka, Joachim* (Hg.): *Schreiben/Glauben. Miscellen zu Literatur und Religion*, Göttingen 2008, 19–23, 22f.

19 *Handke, Peter/Hamm, Peter*: *Es leben die Illusionen. Gespräche in Chaville und anderswo*, Göttingen 2006, 33f.

17 Vgl. *Langenhorst, Georg*: *Literarische Texte im Religionsunterricht. Ein Handbuch für die Praxis*, Freiburg i.Br. 2011; *ders. / Gellner, Christoph*: *Blickwinkel öffnen. Interreligiöses Lernen mit literarischen Texten*, Ostfildern 2013.

■ Schon im Jahre 1994 findet sich eine erstaunlich parallel ausgestaltete Gedankenführung im Werk von *Botho Strauß* (* 1944). Er schreibt in seinen Notaten „Wohnen, Dämmern, Lügen“ vom „Menschenleben als etwas, das danach strebt, erkannt zu werden. Es vollzieht sich in der Gewissheit eines anderen Auges, das überblickt und Gestalt erkennt, wo der Dahinlebende sich nur der wirren, sporadischen Spuren und Teile gewiss ist.“ Dann zentral: „Das Vertrauen in ein umfassendes Gesehenwerden gründet in der Einheit Gottes“. Fast die gleiche Grundaussage wie bei Hoppe und Handke also: „Ohne diese Gewissheit, Erkannte zu sein, hielten wir uns keine Sekunde aufrecht.“²⁰

■ Und letztes Beispiel: „Gott braucht dich nicht!“ – Unter diesem provokativen Titel veröffentlicht der Rowohlt-Verlag 2012 die breit beachtete Geschichte einer „Bekehrung“, so der Untertitel. Die Autorin *Esther Maria Magnis* (* 1980) schildert darin ihren Weg von einer normalen, bürgerlich-christlich geprägten Kindheit, in der feststand: „Ich mochte Gott“²¹, hin zu einem ebenfalls vielfach bezeugten Abschied in der Pubertät: „So mit dreizehn, vierzehn“ habe sie begonnen, sich „leise von Gott zu trennen“. In ihr machte sich das Gefühl breit, „dass wir nicht viel miteinander zu tun hatten“²². Als der Vater trotz intensiven Gebets um seine Heilung stirbt, steht für die 17-Jährige fest: „ich schämte mich. Für ihn“²³, Gott. Erst in Begleitung ihres sterbenden jüngeren Bruders findet sie Jahre später wieder zu Gott zurück, aber ganz anders als zuvor, voller Widersprüche, die sich nicht auflösen. Worauf begründete sich diese

Wiederzuwendung zu Gott? Auf einer Erinnerung aus der Kindheit. Ihre Oma hatte ihr, so erinnert sie sich, immer wieder das so tröstliche Gutenachtlied „Weißt du, wie viel Sternlein stehen“ vorgesungen, „veruschelt“²⁴, kaum verständlich. „Kennt auch dich und hat dich lieb“, heißt es darin über Gott. Als Kind habe sie den Wortlaut nicht verstanden, nur die Grundstimmung gespürt. Jetzt auf einmal durchfährt es sie: Gott? „Er kennt mich!“ „Sein Name: Kendauchdich.“ Dieser Kindheitsbegriff, „sehr groß“, „sehr ernst, aber auch lieb“, „majestätisch wie die Alpen, aber viel freundlicher“²⁵ wird zum Inbegriff einer neuen Gottesbeziehung, die sie fortan in allem Zweifeln und Ringen nicht ablegt.

„Kendauchdich“ – jener Gott, der uns sieht, wahrnimmt, der uns gelten lässt, wie wir sind – das ist jener Gott, von dem die Schriftstellerinnen und Schriftsteller unserer Tage schreiben, getrieben von der Sehnsucht, dass es ihn geben möge.

7. Erlösung als „Ja des Seindürfens“ (M. Buber)

Erlösungsbedürftigkeit als Grundbegriff christlicher Weltdeutung: Wenn man den Begriff nicht einfach aufgeben will, braucht er eine Füllung, die heute relevant wird, die das Leben heutiger Kinder und Jugendlicher erreichen kann. Erlösung heute – vielleicht lässt sie sich so beschreiben. Sie besteht aus der Sehnsucht, dass unser Leben nicht unbeachtet zerrinnt. Seine Würde erhält es dadurch, dass es von Gott wahrgenommen wird. Die beglückendste Erfahrung des Menschen kann darin liegen, von Gott – und den Menschen – angenommen zu werden, Ansehen zu haben dadurch, dass wir

20 *Strauß, Botho*: Wohnen, Dämmern, Lügen, München 1994, 195; Fundstück bei *Englert* 2013 [Anm. 8], 304.

21 *Magnis, Esther M.*: Gott braucht dich nicht. Eine Bekehrung, Reinbek 2012, 18.

22 Ebd., 24.

23 Ebd., 88.

24 Ebd. 176

25 Ebd., 177.

Angesehene sind. Und diese Zusage, diesen Zuspruch, diese Grunderfahrung des „Ja des Seindürfens“ (M. Buber) kann im Letzten nur von Gott gegeben werden.

Dass diese Hoffnung mehr ist als bloßes Wunschbild, mehr als reine Illusion, dass sie begründet ist, dass diese Sehnsucht gestillt werden kann: davon erzählt die ‚Heilsgeschichte‘ der Bibel in ihren beiden Testamenten, das versucht die Kirche in ihrer Praxis und Lehre zu entfalten, das ist – angefangen bei der Taufe – der Kern eines jeglichen Sakraments. Und davon zu erzählen, das in Verhalten und Handlung erleben und spüren zu lassen, darüber in Gedanken, Sprache und Lebensbezug zu reflektieren wäre eine Hauptaufgabe von religiöser Erziehung und Bildung, die sich jenseits der bloßen Beobachtung zu einer neuen, zeitgemäßen Form von einladendem Bezeugen traut ...

8. Affirmative Rede von Gott

Soviel exemplarisch zu einem zentralen Sprachfeld der Theologie, der Rede von Erlösungsbedürftigkeit und Erlösungswegen. Aber zurück zum Ausgangspunkt: Sprachkrise im Theotop, wie kann man religionspädagogisch damit umgehen?

- Um nicht missverstanden zu werden: Wir brauchen die klassische Sprache des Theotops, die Sprache der Dogmatik, der klassischen Liturgie. Sie bildet ein historisch gewachsenes Binnengerüst von Selbstverständnis und Kommunikation über Jahrhunderte hinweg, das unverzichtbare religiöse Identität stiftet. Diese Sprache, ihre Regeln, ihre Welt kennenzulernen muss Teil theologischer und religionspädagogischer Ausbildung bleiben.
- Zu erweitern ist diese Sprache jedoch um neue Versuche, das Grundanliegen des Christentums immer wieder neu und damit an-

ders auszusprechen. Diese Versuche werden immer auch neue Inhalte mit einschließen, neue Perspektiven setzen. Und klar gesagt: Diese Perspektiven werden zum Teil in Spannung zu den traditionellen Vorgaben stehen. Diese Spannung gilt es auszuhalten und produktiv zu nutzen. Die Sprachprobleme, die Zerrissenheit zwischen der Sprache des ‚Theotops‘ und der heutigen Lebenserfahrung, gehören offensichtlich konstitutiv zum Prozess des Theologietreibens in der (Post-)Moderne. Der Versuch einer eigenständigen Sprachsetzung ist eine der originären Aufgaben der Religionspädagogik, bleibt aber immer vorläufig, kontextuell und situativ – und entlastet uns so vom Anspruch aller dogmatischen Endgültigkeit.

- Es gehört zu den bleibenden Aufgaben religiöser Erziehung und Bildung, Kinder und Jugendliche für die Besonderheiten religiöser Sprache zu sensibilisieren und sie religiös sprachfähig zu machen im Sinne einer Applikationskompetenz, deren konkrete Anwendung Privatsache bleiben muss. Sie dazu anzuregen, aus ‚religiöser Gebrauchssprache‘ eine ‚reflektierte Gebrauchssprache‘ weiterzuentwickeln, fördert eine grundlegend wichtige religiöse Kompetenz. Welchen Anteil hierbei die traditionelle Sprache des Theotops haben muss, welchen Anteil neue Sprachversuche haben dürfen – darüber lohnt es zu streiten.
- Wie soll das methodisch geschehen? Der lange Jahrzehnte stark gemachte Glaube daran, dass eine Verfremdung der Sprache zu einer größeren Wachsamkeit und Expressivität gerade im religiösen Bereich führen könnte, fällt aus heutiger Sicht in sich zusammen. Verfremdung funktioniert nur dann, wenn es etwas zu Verfremdendes gibt: Vorwissen, existenziell bekannte Textgrundlagen, Bibelkenntnis etc. Für religiös nicht oder nur wenig sozialisierte Kinder und Jugendliche entpuppt sich Verfremdung als hohle Blase.

Eine analoge Erkenntnis lässt sich auf die unlängst religionspädagogisch gern rezipierte Dimension von ‚Dekonstruktion‘ übertragen: Auch Dekonstruktion setzt Konstrukte/Konstruiertes voraus, gewinnt/gewann erst aus einem spielerisch-unterlaufenden Umgang mit Bekanntem ihren hermeneutischen Reiz. In einer Zeit, in der Konstruiertes oder zu Verfremdendes nicht oder kaum vorausgesetzt werden kann, braucht es andere didaktische Wege.

- Was wir also brauchen sind wohlreflektierte Versuche, *neue sprachliche Affirmation* zu betreiben, *neue Wege des ‚Bezeugens‘* – das ist die religionspädagogische Provokation der Gegenwart. Wie kann ich positiv vom Christentum und im Christentum sprechen, so dass es in heutige Lebenssituationen passt – im Wissen um Sprachkrisen, im Wissen um Religionskritik und fernab aller Versuche des Zurückdrehens der hermeneutischen Räder? Wie kann ich nach allen Entmythologisierungen und philosophischen Infragestellungen positiv von Gott und zu Gott reden, ohne naiv, unhistorisch oder unverständlich zu sein?

Zugespißt formuliert: Worin liegt die Hauptaufgabe einer zukunftsfähigen Religionspädagogik und Religionsdidaktik? – In der Entwicklung von zeitgemäß möglichem affirmativem religiösem Denken und Sprechen. Möglicherweise verbleiben wir auch mit derartigen Versuchen, mit einer vielstimmig auszuweitenden „Religionsdidaktik in Lehrstücken“ (R. Englert) in einem Theotop – gewiss, das ist möglich. Aber vielleicht in einem,

- das in sich stimmiger ist,
- in dem sich möglichst viele zu Hause fühlen können,
- das sich nach innen wie nach außen besser verständlich machen kann
- und so vielleicht etwas spüren lässt vom lebendig pulsierenden Wärmestrom des Christentums.

Ein vielfach aufgerufenes, kaum belegbares Zitat von Gustav Mahler soll diese Perspektive abschließend profilieren: „Tradition ist nicht die Anbetung der Asche, sondern die Weitergabe des Feuers.“ Weitergabe des Feuers? Im Blick auf das Christentum brauchen wir dazu neue religionspädagogische und religionsdidaktische Wege.

*Dr. Georg Langenhorst
Professor für Religionspädagogik / Didaktik
des katholischen Religionsunterrichts an
der Katholisch-Theologischen Fakultät der
Universität Augsburg, Universitätsstraße 10,
86135 Augsburg*